

Abiturientin am Schönborn-Gymnasium 1956

In Heft 4/2005 hat die Badische Heimat anlässlich des Jubiläums des Schönborn-Gymnasiums in Bruchsal (1755–2005) zwei Aufsätze zur Geschichte der Schule abgedruckt (Seiten 582–593). Da die Abiturrede von Frau Emma Guntz damals der Schriftleitung noch nicht vorlag, veröffentlichen wir sie in Heft 1/2006 im Nachgang.
Die Schriftleitung

Ansprache für den Festakt zum 250. Geburtstag des Schönborn-Gymnasiums in Bruchsal, eine Art von „Abiturientenrede“

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe ehemalige Klassenkameraden, liebe Schwester,

als vor mehr als einem Jahr ein Brief des Schönborn-Gymnasiums bei mir in Straßburg eintraf, wo ich seit mehr als 40 Jahren mit meinem Mann lebe, arbeite, wähle, ein Brief, in dem die Oberstudiendirektorin, Frau Monika Jung, anfragte, ob ich bereit sei, beim Festakt zum 250-jährigen Jubiläum der Schule eine kleine Ansprache zu halten, war ich zugleich erstaunt und erfreut. Erstaunt, weil mich seit langem außer dem Grab meiner Eltern, einem verwilderten Garten in der Bergstraße und einer liebenswerten Großkusine fast nichts mehr mit meiner Geburtsstadt verband. Erfreut, weil vor fünfzig Jahren „meine Klasse“, als künftige Abiturklasse, einen Großteil der Mitwirkenden für die Festlichkeiten der Zweihundertjahrfeier stellte. Aber warum wollte man ausgerechnet mich als eine Art von Festrednerin gewinnen? War es mein bescheidener literarischer Ruhm als „elsässische“ Trägerin des baden-württembergischen Hebel-Preises und als „französische“ Turmschreiberin im rheinland-pfälzischen Deidesheim, der irgendwie bis nach Bruchsal und ins Schönborn-Gymnasium gedrungen war?

Wie dem auch war, ich sagte zu und erfuhr, dass man mich Frau Jung – nach der Absage einer F.A.Z.-Journalistin – als „elsässische Dialektdichterin“ mit irgendwelchen Bruchsaler Verbindungen empfohlen hatte. Nun, des einen

Uhl ist des anderen Nachtigall, und die anscheinende Verwechslung mit meinem Freund André Weckmann, dem bedeutenden elsässischen Dialektlyriker, französisch- und deutschsprachigen Romancier, Essayisten und Pädagogen war eher schmeichelhaft.

Meine Damen und Herren.

Erwarten Sie an dieser Stelle keine kulturpolitischen oder philosophischen Ausführungen. Ich möchte die Gelegenheit benützen, um einige Überlegungen und ganz persönliche Betrachtungen anzustellen über die Erwartungen, die Lebenshaltung von uns jungen, zukünftigen Abiturienten des Schönborn-Gymnasiums des Jahres 1955. Zehn Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, was hat uns damals bewegt? Was haben wir vom Leben erwartet? Was durften wir erwarten? Was wagten wir zu erwarten? Was haben wir aus dem Debakel von 1945 gelernt? Was konnten wir lernen, was wollten wir lernen? Was hat uns damals die Schule gegeben, was bietet sie den jungen Leuten von heute? Was bedeutete uns damals das berühmte „non scholae, sed vitae discimus“, das von Arnold Stadler in seiner diesjährigen Abiturientenrede für junge Leute von heute knapp und bündig mit einem fragenden „online leben?“ umrissen wird.

Es handelt sich hier nicht um eine larmoyante Reise in die Vergangenheit, in die Utopie einer „guten alten Zeit“, verklärt von der Erinnerung. Wie Sie wissen, wird jeder Mensch, der versucht, eine Nostalgierreise in die Vergangenheit anzutreten, zweifellos enttäuscht werden. Wer z. B. nach langer Abwesenheit an den Ort seiner Kindheit

zurückkehrt, erschrickt oftmals, weil alles ganz anders ist als in seiner Erinnerung. Vielleicht wandert dieser Mensch die altbekannten Wege entlang, aber er muss fast immer feststellen: Er ist jetzt ein Fremder in einem fremden Land. Diesen Ort hatte er vielleicht im Innersten seines Herzens für sein „Zuhause“ gehalten, aber er muss einsehen, dass er nicht mehr hierher gehört, vielleicht nicht einmal mehr in Gedanken. Er hat sich weiter entwickelt, führt ein neues und anderes Leben, vielleicht sogar in einer anderen Sprache als der Kindheits- und Jugendsprache, und wenn er sich gestattet, sehnsüchtig an die Vergangenheit zu denken, befasst er sich mit etwas, das gar nicht mehr wirklich existiert. Doch was er geworden ist, wie er sich entwickelt hat, basiert auf dem, was er als Kind, als junger Mensch erlebte, lernte und wie er es erlebte und wofür er zu lernen glaubte.

„Unsere Klasse“, und ich kann dieses Possessivum „unser“ anwenden, denn wir waren fast alle 24 neun Jahre lang, von der Sexta bis zur Oberprima, wie man damals sagte, in einem Klassenverband, „unsere Klasse“ also gehört zu den Jahrgängen, die das Dritte Reich und den Krieg, das Kriegsende, den Zusammenbruch und das ungläubige Entsetzen der Erwachsenen über die Gräueltaten der Konzentrationslager und der Judenvernichtung als Kinder erlebt haben. In „unserer Klasse“ gab es neben den „Einheimischen“ die so genannten „Flüchtlingskinder“. Manche unserer Lehrer hatten den Krieg als Soldaten mitgemacht, und man konnte sie durch geschickte Hinweise – und zum Vertrödeln der Lateinstunde etwa – zum Erzählen ihrer meist russischen Kriegserfahrungen bringen. Wobei sie fast immer als Opfer, nie als Täter dastanden.

Unsere Väter waren von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen meist „Mittläufer“, was in den Familien mit stummer Erleichterung aufgenommen wurde. Wir hatten nie das Horst-Wessel-Lied gesungen – eine Art von Gnade der späten Geburt –, und wir hatten aus diesem Grund auch keiner NS-Organisation angehört. Wir waren eben Kriegskinder, Trümmerkinder, Flüchtlingskinder, und das war für uns vollkommen normal. Denn – wie die Großen sagten – „Kinder gewöhnen sich an alles“.

Doch da waren und sind Erinnerungen, Bilder, die wohl jedem Kriegskind von gestern, heute und morgen vertraut sind und die ich vor ein paar Jahren in knappen Prosaminutaturen einzufangen suchte.

KRIEG

Bomben rauschen. Geschütze bellen. Wir Kinder spielen auf der Straße. Zwei finden nicht mehr in den Luftschutzkeller. Nach dem Angriff sammelte die Mutter, was übrig war, in einem grauen Leinensäckchen. Wir tauchen unsere Zeigefinger in die rote Pfützle. Lecken das klebrige Nass, lauwarm noch und salzig, vor dem Kellerloch. Die Eltern hatten es verboten.

GEBET

„Keine Sirene mehr. Bitte! Kein Pfeifen fallender Bomben und ein Stück Torte wie im Märchenbuch, braun wie Schokolade, weiß wie geschlagene Sahne mit einer roten kandierte Kirsche. Ein Spanferkel möchte ich gern sehen, knusprig gebraten mit einer gelben Zitrone im Maul. Und lass mich einen Splitter finden, groß, gezackt und silberglänzend und eine ganze Nacht durchschlafen. Ich möchte so gern keine Angst mehr haben!“

Als der Krieg dann vorüber war, wuchsen wir wie selbstverständlich in einer „Zusammenbruchsgesellschaft“ auf, ohne dieses Leben als hart oder frustrierend zu empfinden. Wir erlebten das „Wirtschaftswunder“ voller Staunen. Eine ganze Tafel Schokolade kaufen und vielleicht sogar auf einen Satz verzehren zu können, das war wie die Erfüllung eines Wunschtraums. Und die Schule? Sie war der strukturierende Rahmen. Es machte uns nichts aus, anfangs keine Bücher zu besitzen und von den Lehrern die Lektionen diktieren zu bekommen; es war selbstverständlich, in den Lehrern Respektpersonen zu sehen, und unsere Eltern gaben bei einer Bestrafung zunächst einmal dem Lehrer Recht. Erlebnisse innerhalb der Schule hatten uns früh einige Lektionen gegeben, die uns – auch wenn die Eltern schwiegen – zum Nachdenken brachten oder hätten bringen können.

DIE NEUE

„Eines Tages kam ein neues Mädchen in die Klasse: mit schwarzen Locken und einem nagelneuen bunten Kleid. Ganz feierlich hereingeführt vom Herrn Direktor. Ein paar Wochen saß sie ganz in meiner Nähe. Mir hatten es die Haare angetan. Lily heißt die Neue. Sie sagt, sie sei in Birkenau gewesen. Lily Kahn. In einem Lager. Sie roch so gut. Ich wollte ihre Freundin werden. Doch sie fuhr nach Amerika. Zu einem Onkel. Sie hat mir nie geschrieben.“

Auch die Schülerspeisung diente eines Tages zu einer Art von Anschauungsunterricht:

„Ein langer Trümmersommer geht zu Ende. Wir Barfußkinder gehen wieder in die Schule. Um zehn Uhr werden wir in Zweierreihen aufgestellt. Wir trinken Saft aus Dosen. Nudeln essen wir in Kakao, und manchmal gibt es Trockenei: Nach ein paar Wochen werden in demselben Raum schwarz-weiße Fotos an die Wand geworfen. Eine Frau in Uniform sagt heftig, dass wir Kinder nie vergessen dürfen. Berge von Haaren sehen wir. Von Brillen. Tote Menschen türmen sich. Skelette in gestreiften Kleidern strecken ihre Arme aus. Meine Eltern sagen, dass ich sie nachts mit meinen Schreien wecke. Nachts auf meiner Matratze, unter dem Küchentisch höre ich sie reden. Vom neuen Frieden und vom Krieg. Vom Schlimmen, das geschehen ist. Sie sagen: Wir wollen es nicht glauben. Wir können nicht. Wir müssen es? Morgens stelle ich Fragen. Meine Mutter schweigt. ‚Später‘, sagt mein Vater. ‚Wenn du groß bist‘ ...“.

Was haben wir Kriegskinder in die Wirtschaftswundergesellschaft der fünfziger Jahre mitgebracht? Eine gewisse Anspruchslosigkeit und eine gewisse Indifferenz gegenüber materiellen Werten, die nicht nur dem in der Schule übermittelten Ideal vom Primat des Geistigen entsprangen, sondern sich auch aus den beschränkten Lebensumständen und dem Mangel an Angeboten in der Nachkriegszeit ergaben. Viele unter uns hatten es sich vorgenommen, nichts und niemanden ungeprüft als bare Münze hinzunehmen, und wir hatten eine bestimmte Abneigung gegenüber „Helden“ und „Stars“ jeglicher Herkunft, genormtem Verhalten und Modetrends, deren Ent-

wicklung sich schon abzuzeichnen begann. Wir hatten den heftigen Wunsch nach Sicherheit (nie wieder Krieg, eine sichere Arbeit) und hatten gleichzeitig Lust darauf, nach Möglichkeit gegen den Strom zu schwimmen. Und viele von uns fühlten sich in jugendlicher Begeisterung dafür verantwortlich, jedem Anzeichen von Intoleranz, von politisch-korrektem Zwang, von Ideologie jeder Art bei uns selbst und bei anderen aufzuspüren, nachzugehen und gegebenenfalls öffentlich anzuprangern.

Sind wir diesem Anspruch gerecht geworden? Haben wir diese Art zu denken und zu handeln unseren Kindern und Enkeln übermittelt? Ist das „Nein“ zur europäischen Verfassung, zu Europa, das in den abstimmenden Ländern insbesondere von den jungen Leuten ausgeht, die nicht wissen, was Krieg bedeutet, nicht eine Verneinung unseres damaligen Anspruchs? Sind die jungen Leute von heute, die Raoul Schrott in seiner Abiturientenrede von 2004 provokativ als Konformisten, träge und verwöhnt, streberhaft, zeitgeistig und ohne Biss definiert, endgültige Gefangene der so genannten Konsumgesellschaft? Des „immer mehr“ und „es steht uns ja zu“? Und wenn das so ist, sind wir schuld daran?

Was haben wir falsch gemacht? Und er ist oder wäre doch so einfach und zugleich so unendlich schwer, dieser Weg aus der Unvernunft, wie André Weckmann es einmal formuliert hat:

„Es führt ein Weg in die Freiheit, wir müssten nur nein sagen den Manipulierern jeglicher Couleur; immer wieder nein, sanft lächelnd und radikal bis zum stupiden Leerlauf der Systeme. Drum lasset uns beten. Herr, lehr uns den kollektiven, heiligen Ungehorsam.“

Für meine Eltern, insbesondere für meinen Vater, Rektor Karl Linnebach (1888–1960).

„Sein Beruf war ihm Berufung“

Emma Guntz, geb. Linnebach
Straßburg

Abiturientin am Schönborn-Gymnasium 1956